

Citation style

Friedrich, Markus: Rezension über: Peter Walter / Günther Wassilowsky (eds.), Das Konzil von Trient und die katholische Konfessionskultur (1563–2013). Wissenschaftliches Symposium zum Anlass des 450. Jahrestages des Abschlusses des Konzils von Trient, Freiburg i. Br. 18.–21. September 2013, Münster: Aschendorff, 2016, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 45 (2018), 4, S. 49–50, DOI: 10.15463/rec.1450498941



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a–63a UrhG / German Copyright Act).

des 16. Jahrhunderts darstellt, sondern auch hervorragend für Lehrzwecke in geld-historischen Einführungsveranstaltungen zur Frühen Neuzeit eingesetzt werden kann.

Sebastian Steinbach, Heidelberg

Walter, Peter / Günther Wassilowsky (Hrsg.), *Das Konzil von Trient und die katholische Konfessionskultur (1563–2013). Wissenschaftliches Symposium zum Anlass des 450. Jahrestages des Abschlusses des Konzils von Trient, Freiburg i. Br. 18.–21. September 2013 (Reformationgeschichtliche Studien und Texte, 163)*, Münster 2016, Aschendorff, X u. 569 S. / Abb., € 69,00.

Der anzuzeigende Sammelband entstand im Nachgang zu einem wichtigen Kolloquium anlässlich des 450. Jubiläums des Endes des Tridentiner Konzils 1563. Eine Reihe von Beiträgen befasst sich mit einzelnen Sachfragen des Konzils selbst. Zur Sprache kommen Humanismus und Thomismus auf dem Konzil (Ulrich Leinsle, 125–140), Augustinus und der Augustinismus als Streitgegenstand vor Ort (Matijs Lamberigts, 141–166), die Rechtfertigungslehre des Konzils (Volker Leppin, 167–184), die Rolle der Jesuitentheologen (Niccolo Steiner, 185–203) und das Bilderdekret (Philipp Zitzlsperger, 335–372). Doch eigentlich im Zentrum des Bandes steht weniger das Konzil selbst als vielmehr jener Zeitraum von viereinhalb Jahrhunderten nach dem Ende des Konzils. Denn das Buch fragt weniger danach, was auf dem Konzil passierte oder entschieden wurde, als vielmehr nach den Langzeitwirkungen der Beschlüsse.

Hinsichtlich einer Wirkungsgeschichte lassen sich zwei Zugangsweisen unterscheiden, die der Band beide berücksichtigt. Zum einen kann man versuchen, die tatsächlichen Umsetzungen einzelner Tridentiner Beschlüsse nachzuverfolgen bzw. (was häufig der Fall ist) eher das Fehlen oder Scheitern einer solchen Umsetzung. Das tut zum Beispiel der interessante Beitrag von Christian Wiesner über die Residenzpflicht der Bischöfe (221–255). Ähnlich sind auch Alexander Kollers routinierte Durchsicht der Materialien zu den Nuntien hinsichtlich des Themas (255–275) und Rainald Beckers überaus instruktiver Beitrag zur posttridentinischen Bischofserhebung (275–299) angelegt. Benedikt Kranemanns analog konzipierter Überblick über die Veränderungen der katholischen Liturgie nach Trient (303–334) zeigt eindrucksvoll und exemplarisch für den gesamten Tenor des Bandes, dass Trient und seine Erlasse (in diesem Fall die erst nach 1563 veröffentlichten liturgischen Bücher) einerseits vielerorts sehr wohl in deutlich wahrnehmbarer Weise als Leitlinien für die zukünftige Gestaltung des lokalen Katholizismus dienten, dies jedoch andererseits in keiner Weise die gewachsene Vielfalt seiner örtlichen Erscheinungsformen beschnitt. Klaus Unterburgers Abhandlung über die zahlreichen posttridentinischen Jurisdiktionskonflikte zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, die er ausgehend vom bekannten Fall Venedigs nach 1605 skizziert (373–390), verfolgt einen ähnlichen Ansatz. Julia Zunckel geht der Frage nach, inwiefern Carlo Borromeo, vielleicht das Beispiel schlechthin für eine intensive Umsetzung der Trienter Beschlüsse, persönlich durch Kontakte Einfluss auf deutsche Kirchenreformer nahm (391–416).

Eine zweite Gruppe von Beiträgen verfolgt eher den anderen möglichen Weg einer Wirkungsgeschichte von Trient. Hierbei geht es weniger um tatsächlich diagnostizierbare Veränderungen auf diesem oder jenem Gebiet kirchlichen Lebens. Stattdessen geht es eher um das Bild von Trient, um Trient als rhetorisch einsetzbares Argument, als Erinnerungsort, als umstrittene Referenz oder Kurzform für diverse Bilder von Katholizismus. Kurz: Hier geht es um das imaginierte Trient, es geht um Geschichtsbilder, um Trient als „Mythos“. Neben der pointierten und thesenreichen Einleitung des

Herausgebers Wassilowsky (1–30) arbeitet sich eine Reihe weiterer Aufsätze an dieser wichtigen Thematik ab. Behandelt werden unter anderem die Trient-Bilder der Protestanten (Herman J. Selderhuis, 107–121), der Traditionalisten des späten 20. Jahrhunderts um Marcel Lefebvre (Joachim Schmiedl, 53–66), des 19. Jahrhunderts (Hubert Wolf; 67–82), Benedikts XIV. (Maria Theresia Fattori, 417–460) und des Josephinismus (Anton Schindling / Dennis Schmidt, 461–485). Angesichts der insgesamt unübersehbar großen Bedeutung von Trient als argumentativer bzw. rhetorischer Bezugspunkt zur Abstützung eigener bzw. Kritik fremder Auffassungen mag es fast verwundern, dass die offizielle Erinnerungskultur der Kirche dieses (vermeintlich) so identitätsstiftende Großereignis erstaunlich zögerlich und verhalten behandelte. Andreea Badea zeigt das exemplarisch an den enormen Schwierigkeiten, die die Kurie hatte, die richtige Form einer Entgegnung auf Paolo Sarpis Frontalangriff auf das Konzil zu finden (83–106), während der Herausgeber Peter Walter im abschließenden Beitrag (521–541) auf die insgesamt eher überschaubare und wenig beeindruckende Serie von meist nur regional motivierten Jubiläumsfeiern des Konzils eingeht, die überhaupt erst seit dem 19. Jahrhundert begangen wurden.

In spektakulärer Weise ergänzt wird dieser innovative Blick des Bandes auf die Wirkungsgeschichte Trients durch die Dokumentation einer Disputation zwischen Peter Hersche und Wolfgang Reinhard über die historische Bedeutung Trients in der Geschichte des Katholizismus zwischen Spätmittelalter und Gegenwart (489–517). Im Zentrum steht die Frage, wie prägend eine „tridentinische“ Spielart des Katholizismus mittel- und langfristig war. Als „tridentinisch“ gilt beiden Diskutanten dabei das Bemühen, eine im Vergleich zum Spätmittelalter deutlich diszipliniere, organisiere und weniger exuberante Form von Frömmigkeit zu etablieren. Auf Ganze gesehen erkennt Reinhard den Einwand Hersches an, die „tridentinische“ Variante habe letztlich nicht sofort, sondern (wenn überhaupt) erst in der Aufklärung Prägekräft entfaltet. Für Reinhard hat dies die Konsequenz, angesichts des unbezweifelbar konfessionell geprägten, jedoch im skizzierten Sinn untridentinischen Barockkatholizismus „die Konfessionalisierung von der Sozialdisziplinierung abzukoppeln“, während Hersche umgekehrt konzediert, es gebe sehr wohl eine disziplinierte und disziplinierende Konfessionalisierung, jedoch erst im Zeitalter der Aufklärung. In einem gemeinsam verfassten Teil entwickeln die beiden Autoren dann eine Art Wellenmodell der Katholizismusgeschichte, das zwischen Spätmittelalter und heute eine Abfolge von „tridentinischen“, das heißt eher nüchtern-disziplinierten, und „(neo)barocken“, eher exuberanten und überbordenden, Gestalten skizziert. Sehr einleuchtend an diesem typisierenden Entwurf ist vor allem die Überlegung, eine unmoderne Konfessionalisierung ohne Disziplinierung zu denken. Nachfragen könnte man womöglich, ob tridentinisch-disziplinierende und barock-exuberante Formen nicht nur nacheinander, sondern auch nebeneinander existierten. Die Jesuiten, oft als Sprachrohr des postreformatorischen Katholizismus aufgefasst, vereinigten häufig beide Spielarten gleichzeitig in sich. Sie waren führende Exponenten barocker Frömmigkeit ebenso wie Protagonisten einer etatistischen, disziplinierenden Religions- oder Kirchenpolitik. Zu untersuchen wäre dann, in welchem Verhältnis beide Typen zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten existierten und welchem Zweck sie dienten.

Markus Friedrich, Hamburg